

Medienspiegel Woche 10_18



Inhalt

Komitee «Lehrplan vors Volk», 06.03.2018

[Newsletter vom 4.3.2018](#)

1

Tagblatt, 07. März 2018

[Wie Schulen sanft gesteuert werden](#)

3

Tagblatt, 09. März 2018

[Digital first! Reflexion second](#)

4

Zeit-Fragen, 27. Februar 2018

[Leistungsdruck und Begabtenauslese statt Kindergarten?](#)

6

Südostschweiz, 1.3. 2018

[Zahlen statt Worte für mehr Ingenieure](#)

9

NZZ, 9.3.2018

[Chancengleichheit mittels Integration ist ein bildungspolitischer Irrtum](#)

11

Das Tagesanzeiger-Magazin, 3. März 2018

[Bekenntnisse eines Gymi-Vaters](#)

14

Veranstaltungshinweis



Vortragsreihe «Schule & Pädiatrie»

Wohin führt die Vermessung der Kinder?

Mittwoch 21. März 2018, 18.30 bis 20.30 Uhr



Ostschweizer
Kinderklinik



Ostschweizer Kinderspital

Wohin führt die Vermessung unserer Kinder?

Mittwoch 21. März 2018, 18.30 bis 20.30 Uhr

Fachhochschule St. Gallen

Referenten:

Prof. Dr. Alexander Grob (Universität Basel) und

KD Dr. med. Sepp Holtz (Zürich)

Die Vortragsreihe ist öffentlich, kostenlos und ohne Voranmeldung zu besuchen.

Wir freuen uns auf eine rege Teilnahme.

Prof. Dr. med. Roger Lauener, Chefarzt Pädiatrie

Beschreibung und Einladung

Komitee «Lehrplan vors Volk», 06.03.2018



Newsletter vom 4.3.2018

Sehr geehrte Damen und Herren

Liebe Komiteemitglieder
Liebe Unterstützer und Mitkämpfer

Leider wurde unsere Initiative «Lehrplan vors Volk» gestern an der Urne abgelehnt.

Das Wichtigste vorweg: Herzlichen Dank all denjenigen, die in irgendeiner Art und Weise für ein JA geworben haben. Sie haben auf der Strasse gekämpft, Flyer verteilt, Plakate aufgehängt, Newsletter verfasst, Leserbriefe geschrieben, auf Social Media regelmässige Beiträge gepostet, laufend die Website angepasst und vieles mehr. Dieses grossartige Engagement für ein Anliegen, das von Anfang an einen schweren Stand hatte, verdient grossen Respekt!

Eine kurze Analyse

Ein Nein war das Resultat. Dennoch hat fast ein Viertel, konkret waren es 109'000 Personen, für die Initiative gestimmt. Auch diese Minderheit will gehört werden und diese wichtige Minderheit müssen wir auch künftig vertreten.

Die Gründe für das Nein zur Initiative sind vielfältig. Obwohl wir ein breit abgestütztes Komitee hatten, hatten wir keine offizielle Unterstützung von anderen Parteien bzw. Organisationen, von den Medien wurden wir verschwiegen und mussten im Zuge der eidgenössischen No-Billag-Abstimmung richtiggehend um Aufmerksamkeit buhlen. Zudem waren die Vorboten aus den anderen Kantonen schlecht. Immer wieder versuchten die Medien, uns als Ewiggestrige hinzustellen und befassten sich nur oberflächlich mit der Initiative. Entsprechend war die Information über die Abstimmungsvorlage: gehaltlos, einseitig, von Falschaussagen gespickt.

Unser Komitee war bunt durchmischt und bestand aus Personen mit unterschiedlicher Parteizugehörigkeit, mit unterschiedlichen Hintergründen und aus verschiedenen Berufsrichtungen. Mit der Initiative wollten wir einen Systemwechsel heranzuführen mit dem Ziel, mehr demokratischen Einfluss auf Schulreformen – beginnend beim Lehrplan – nehmen zu können. Entsprechend war die Thematik komplex und es war nicht einfach, der Bevölkerung unsere Absichten zu vermitteln.

Das sind die Herausforderungen

Was kommt noch auf uns zu? Wo müssen wir aktiv bleiben? Es ist klar: mit einem Nein zur Initiative «Lehrplan vors Volk» lassen wir uns nicht ins Bockshorn jagen. Nach wie vor herrscht eine Unzufriedenheit bei vielen Lehrern, Eltern, Lehrlingsausbildnern, Kinderärzten und vielen mehr. Die Schule entwickelt sich in eine bedenkliche Richtung. Die Schulabgängerinnen und Schulabgänger bringen viele Grundfertigkeiten nicht mehr mit. An was liegt es?

1. Reformen an Reformen

Der Lehrplan 21 ist die aktuellste, sehr grosse Reform. Ebenso der Berufsauftrag. Ganz viele weitere Reformen beschäftigen das Schulumfeld dauernd und führen dazu, dass sich die Lehrpersonen nicht auf Ihren Kernauftrag, das Unterrichten, konzentrieren können. Letztlich leiden die Schülerinnen und Schüler darunter, weil Ihnen wichtige Fertigkeiten und grundlegendes Wissen fehlen

2. Therapiewahn

Immer mehr Kinder erhalten eine Begleittherapie. Eltern, deren Kinder keine Massnahmen erhalten, müssen fast darum bangen, dass ihr Kind zu kurz kommt. Hinter diesem Therapiewahn steckt eine Sozialindustrie, die davon profitiert. Kleinklassen werden kaum mehr geführt, weil der Grundsatz der

Integration auch bei sehr schwierigen Fällen zuoberst steht. Letztlich schwächt dies die starken und die schwachen Schülerinnen und Schüler, weil ein gezielter Unterricht unter den erschwerten Umständen kaum möglich ist.

3. **Falsche Schwerpunkte**

Englisch, Französisch und vielleicht noch Latein? Was alles soll noch in die Stundentafel der Schülerinnen und Schüler hineingepackt werden? Bereits heute scheitern viele Schülerinnen und Schüler an den Grundfertigkeiten wie Deutsch und Mathematik. Das solide Lernen der Grundlagenfächer sollte primärer Schwerpunkt unserer Schule sein. Alles andere ist gut für diejenigen Kinder, die noch mehr gefordert werden wollen – dies dann aber als Zusatz und nicht als Grundsatz.

4. **Wachsende Bürokratie**

Noch eine Fachstelle für dies, mehr Therapeuten für das und ein teures Schulhaus mit Extra-Zimmern dazu. Das Geld fliesst viel zu oft in das Drumherum der Schule anstatt ins Schulzimmer, wo es unseren Kindern am meisten nützen würde.

5. **Alles in allem: Mangelnde Demokratie**

Die Direktbetroffenen und die Bevölkerung werden immer mehr von bildungspolitischen Fragen ausgeschlossen und können sich zu obenstehenden Punkten und noch viel mehr, das unsere Schule beschäftigt, gar nicht mehr äussern. Mit dem Lehrplan 21 wurde ein grundlegend neuer Lehrplan von Experten ausarbeitet. Mit diesem wird zum Beispiel die vom Volk abgelehnte Grundstufe wieder eingeführt und somit der Kindergarten abgelöst. Nur ein Beispiel für eine Anpassung, die zwingend demokratisch legitimiert sein sollte.

Vorwärts schauen!

Was können wir tun? Auch wenn wir die Abstimmung verloren haben, haben wir letztlich einen Gewinn. Wir haben uns getraut, trotz aller Widerstände, eine wichtige Diskussion zu lancieren. Wir haben einige Missstände unseres Bildungswesens aufzeigen und viele Leute aufrütteln können.

Wichtig ist jetzt, dass wir vorwärts schauen und weiterkämpfen. Wie oben stehende kurz angerissene Punkte zeigen, haben wir einen wichtigen Auftrag. Wenn es niemand sonst tut, müssen wir es tun: uns gegen den Mainstream und den Filz in der Bildungspolitik wehren! Es ist leider so, viele Leute realisieren den Ernst der Sache erst, wenn es bereits schmerzt. Uns soll niemand vorwerfen, wir hätten nicht vor den Reformen gewarnt, die mangels Demokratie laufend durchs Hintertürchen eingeführt werden und einer guten Schulbildung abträglich sind.

In dem Sinne: kämpfen Sie weiter für eine breit abgestützte, gute Volksschule zugunsten unserer Kinder und nächster Generationen! Deshalb schicken wir Ihnen auch heute - leider etwas verspätet - unseren Newsletter. Er enthält dieses Mal einige aufschlussreiche Artikel wie eine gute Schule sein könnte und was diese zu leisten imstande ist.

Herzliche Grüsse im Namen des Abstimmungs-Komitees

Anita Borer

Inhalt

- Schule gestalten im Geiste Pestalozzis
- Alle Bildung kommt aus dem Tun
- Widerstand gegen intransparente Steuerung im Bildungssystem
- Leserbriefe
 - Die Volksschule gehört dem Volk
 - Dafür haben wir nie gekämpft
 - Digitaler statt analoger Unterricht
 - Wohltuende Ausnahme im Blätterwald
 - Leserbrief zu «Kommt der Lehrplan vors Volk?» von Rafael Lutz
- Smartphones erobern die Kinderzimmer
- «Wohin führt die Vermessung unserer Kinder»

Zum Newsletter

Komitee «Lehrplan vors Volk», 8610 Uster / www.lehrplan-vors-volk.ch; info@lehrplan-vors-volk.ch / [Webversion](#)

Tagblatt, 07. März 2018

Wie Schulen sanft gesteuert werden

Mario Andreotti *Dozent für Neuere Deutsche Literatur und Buchautor*

Die Schulen stehen seit den Pisa-Studien mit ihrer forcierten Zurichtung der Schüler auf die Anforderungen des Arbeitsmarktes unter gewaltigem Reformdruck: Kompetenzorientierung, Vergleichstests, zentrale Prüfungen, selbst organisiertes Lernen, computerbasierte Lernprogramme, Qualitätsmanagement und so weiter versprechen, unsere Schulen besser zu machen. Bei vielen Bildungspolitikern und Bildungsexperten herrscht geradezu eine «Goldgräberstimmung». Neuerdings fordert der Dachverband Economiesuisse sogar, die bisherigen Jahrgangsklassen aufzulösen und durch digitale Leistungsklassen zu ersetzen. «Altersdurchmischtes Lernen» nennen das die Wirtschaftsvertreter schönfärberisch. Doch im Erleben vieler Lehrkräfte bewirkt dieser Reformdruck das Gegenteil: zusätzliche Arbeitsbelastung durch Bürokratie, Ablenkung vom Kerngeschäft Unterricht, Abbau von Wissen, Preisgabe der Lehrerrolle, Rückzug aus dem Erziehungsauftrag, Verlust der Methodenfreiheit und Umsetzungsdruck durch Schulleitungen und Behörden.

Die Reformen selbst kommen so daher, als seien sie völlig alternativlos. Sie suggerieren, es sei Zeit für den Wandel, wer nicht mitmache, sei von gestern. Kritisch denkende Lehrerinnen und Lehrer werden mit mehr oder weniger sanftem Druck auf die neue Linie gebracht, werden durch Schulleiter und Schulbehörden nicht selten auch direkt eingeschüchtert und gemassregelt. Regelmässige Mitarbeitergespräche und lohnwirksame Mitarbeiterbeurteilungen zwecks Disziplinierung der Lehrer auf ihre neue Rolle als reine Lernbegleiter tragen das ihrige dazu bei. So sollen Lehrkräfte unter Druck gesetzt werden, sich von ihren wohlbegründeten fachlichen und pädagogischen Überzeugungen zu verabschieden.

Schulleitungen erhalten zunehmend die Aufgabe, als Ausführungsorgane des «Change Managements» zu dienen. Entsprechend werden auch Lehrerausbildung und -fortbildung ausgerichtet; ihnen liegt immer mehr ein Bildungskonzept zugrunde, das primär auf ökonomische Funktionalität zielt und in dem humanistische Bildung weitgehend auf der Strecke bleibt. Besonders schön zeigt sich das an der Einrichtung der Lehrerfortbildung, deren Kursangebote fast nur noch aus Kursen in Informatik und Medienkompetenz bestehen.

Damit nun aber kein Missverständnis aufkommt: Gegen die Einführung des Fachs «Informatik und Medien» und gegen den Einsatz des Computers im Unterricht, sofern dies nicht schon auf der Unterstufe und in einem begrenzten Rahmen geschieht, ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Doch hier geht es nicht um einzelne Schulreformen, hier geht es vielmehr um einen radikalen Umbau unseres ganzen Schulsystems – eines Schulsystems wohlverstanden, das unter anderem eine rekordverdächtig tiefe Jugendarbeitslosigkeit produziert und weltweit zu den besten gehört, sodass sich mit Fug und Recht fragen lässt, ob es derart reformbedürftig sei.

Warum wird so wenig darüber diskutiert, ob es gut ist, Riesensummen in die Digitalisierung der Schulen zu investieren? Oder gehört die plötzliche Eile zur Durchsetzungsstrategie: Ohne Diskussion befiehlt es sich leichter? Dabei geht es nicht nur um die Steuergelder, die den Bildungskonzernen vor die Füsse geworfen werden. Die neue Technologie soll noch einem ganz anderen Ziel dienen: das Kind im Sinne eines ökonomiekompatiblen Menschenbildes als sich selbstorganisierendes und selbstoptimierendes Steuerungssystem zu betrachten, das sich im Grossraumbüro Schule mittels Lernprogrammen, die von Computern gesteuert werden, die gewünschten Kompetenzen erarbeiten soll. Ist das die Perspektive, die wir unseren Kindern bieten wollen?

Viel zu lange wurde Bildung drauflos reformiert und deformiert. Reformen über Reformen werden in den Sand gesetzt ohne Produkthaftung jener, die all das, zum Teil unter dem Einfluss privatwirtschaftlicher Interessen, inszeniert haben. Wie brauchen endlich eine Schulpolitik und eine Pädagogik, die Probleme löst und nicht dauernd neue schafft.

<http://www.tagblatt.ch/nachrichten/schweiz/wie-schulen-sanft-gesteuert-werden;art253650,5234194>

Digital first! Reflexion second



Ein Tablet als Hilfe bei der Mathematikaufgabe.
(Bild: Gaetan Bally/Keystone)

Gastbeitrag zur Digitaloffensive in Schweizer Schulen

Carl Bossard

Der Autor ist Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Zug. Heute berät er Schulen und beschäftigt sich mit bildungspolitischen Fragen.

Die deutsche Bertelsmann-Stiftung und internationale Technologiekonzerne drängen in die Bildung. Von ihrer «Googlifizierung» ist gar die Rede. Gute Geschäfte mit milliardenschwerem Gewinn locken. Das Ziel ist klar: mehr Digitalisierung. Je früher, desto besser. Dass die OECD dabei ist, versteht sich. Eines verdrängt man in den kantonalen Bildungsdirektionen allzu gerne: Die OECD ist kein Klub zur Kontinuität Humboldt'scher Bildungstradition, sondern die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

Nun spricht nichts gegen ökonomische Kooperation und Entwicklung. Heikel wird es erst, wenn das Ökonomische zum dominanten Kriterium des Unterrichts wird. Im OECD-Pisa-Zeitalter untersteht eben vieles der Logik und dem Kalkül der Ökonomie. Der Mensch muss marktfähig und marktförmig sein. Die Pisa-Studie selbst zielt ja auf den Homo oeconomicus. Es geht um die materiellen Bedingungen des Lebens, um Nutzen und Profit. In diesem Sinn misst der Test bei 15-Jährigen jene Kenntnisse und Fähigkeiten, «die für das tägliche Leben relevant [sind].»

So fordert es die OECD. Darum ist es nichts als konsequent, dass Pisa einen reduktiven Kompetenzbegriff ins Zentrum stellt und nicht von Bildung spricht. Der Ausdruck «Bildung» passt nicht in diese Konzeption. Das war einmal. Entsprechend verfasst ist auch der Lehrplan 21 mit gegen 400 Grund- und über 2000 Unterkompetenzen. Alles wird wichtig. Aber wird es auch wirksam?

Die Volksschule überfordert sich selbst. Sie muss integrieren und individualisieren, sozialisieren und kultivieren, Frühenglisch und Mittelfrühfranzösisch lehren, die hochdeutsche Sprache schulen und mathematisches Können entwickeln. Sie soll in Themen von Natur, Mensch und Gesellschaft einführen, Musisches und Kreatives fördern, ethisches Verhalten stärken und die Kinder zur Freude an der Bewegung ermutigen – und überdies das Lernen trainieren. Darum sind die Lehrpläne dichter und die Lehrmittel dicker geworden. Doch wenn Prioritäten fehlen und das Wichtige nicht mehr vom Unwichtigen geschieden wird, verliert alles an Bedeutung.

Und fürs Automatisieren zentraler Lernvorgänge bleibt kaum Zeit. Der Geist des Übens, wie es der Philosoph Otto Friedrich Bollnow nannte, und sein Bezug aufs Können sind mit einem Bannstrahl belegt und vom Stoffdruck des Durchnehmens verdrängt. Dass jeder Fünfte unserer 15-Jährigen die Schule ohne die notwendigen sprachlichen Grundkenntnisse verlässt, ist schlicht ein «Systemversagen», wie es Stefan C. Wolter, Direktor der schweizerischen Koordina-

tionsstelle für Bildungsforschung, auf den Punkt bringt. Er fügt bei: «Bei einer durchschnittlichen Klassengrösse von 19 Schülern können in der Schweiz bei Schulabschluss zwei bis drei Schüler pro Klasse nur unzureichend schreiben und lesen.»

Was Zeitdruck und Stoffmenge verhindern, soll nun die Digitaltechnik ermöglichen und die mangelhaften Kompetenzen verbessern. Und wie bei einem Pawlow'schen Reflex erschallt der Ruf nach der softwaregesteuerten Schule. Entsprechend meldet sich der Dachverband Economiesuisse mit viel Wind zu Wort. Er fordert einen digitalisierten Unterricht – auf der Basis des überfrachteten Lehrplans 21.

Die Primarschüler sollen die beiden Kernfächer Deutsch und Mathematik vor allem computerbasiert und individualisiert erlernen. Gefordert werden Niveaurokurse und das Auflösen der Jahrgangsklassen. Economiesuisse beruft sich dabei auf Jörg Dräger und Ralf Müller-Eiselt von der deutschen Bertelsmann-Stiftung. Die beiden Exponenten sind überzeugt, dass die digitale Zukunft des Lernens maschinengesteuert und individualisiert verlaufe, ermittelt und überwacht von einer Lernsoftware, analysiert von Algorithmen. Gar die Abschlussnoten liessen sich prognostizieren, so Dräger und Müller-Eiselt.

Doch bis heute konnte keine empirische Studie nachweisen, dass der frühzeitige Einsatz elektronischer Medien positive Effekte hätte. Im Gegenteil: Es sind Personen, die uns zu Verstehenden machen. Im analogen Dialog und sokratischen Diskurs. Bildung ist immer und notwendig an Individuen gebunden. Es komme, so sagt selbst die OECD, «auf die Lehrperson an».

«**Der Glaube, dass Bildung durch ein Computerprogramm ersetzt werden kann**, ist ein Mythos. Der menschliche Kontakt und das Mentoring machen den entscheidenden Unterschied bei den Lernergebnissen aus», erklärt der deutsche IT-Forscher Sebastian Thrun. Er weiss, wovon er redet; er lehrt als Professor für künstliche Intelligenz an der Stanford University. Aus dem verstärkten Einsatz digitaler Medien resultieren nicht per se optimierte Lernergebnisse. Im Gegenteil.

In den Primarschulstunden primär auf Lernsoftware zu setzen, führt nicht weiter. Doch die Frage bleibt auch in einer digitalisierten Welt: Wie führt der Unterricht zu einem systematischen Wissens- und Könnensaufbau – mit kognitiven Ordnungs- und klaren Wissensstrukturen? Und wie kann er die Basis für unsere Handlungs- und Denkprozesse bilden?

Nötig wäre ein «Reduce to the max» – und damit eine Entschlackung des übervollen Lehrplans. Was die Schule «durchnimmt», sollte sie gründlich durchnehmen, mündlich und schriftlich, mit vielen Sinnen, präzise und diszipliniert. Dazu gehört auch das Automatisieren mit digitalen Lernprogrammen – als eines unter mehreren Übungselementen. Ein Ding richtig können, ist eben mehr als Halbheiten im Hundertfachen. Was Goethe sinngemäss sagte, sollte Prinzip sein. Nicht vielerlei treiben, sondern eine Sache intensiv und genau! – Non multa, sed multum!, heisst es bei Plinius. Eben: eine Bildung, die sich ganz unflexibel einer Sache und ursprünglicher Erfahrung hingibt. Sie hat Zukunft, denn sie verkörpert und verlangt etwas von dem, was der Kognitionsforscher Howard Gardner als Intelligenzen für das 21. Jahrhundert formuliert: diszipliniertes und kreatives Arbeiten und Denken.

<http://www.tagblatt.ch/nachrichten/schweiz/digital-first-reflexion-second;art253650,5236124>

Leistungsdruck und Begabtenauslese statt Kindergarten?

von Felice Pensatore

Der Kindergarten ist eine wichtige Errungenschaft unseres Bildungssystems. Ohne verfrühten Leistungsdruck können die Kinder in Ruhe lernen, sich in einer Gruppe von Gleichaltrigen zurechtzufinden, ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten erweitern und festigen und sich spielerisch das Rüstzeug aneignen und die nötigen Reifeschritte machen, die sie brauchen, um später in der Schule Erfolg zu haben. Diese Errungenschaft der modernen Pädagogik wird heute von verschiedenen Seiten in Frage gestellt und soll einer leistungsorientierten Vorschule weichen. Wenn auch nicht so benannt, ist sie Teil des Lehrplans 21. Das geschah nicht von heute auf morgen, sondern ist ein bereits von langer Hand geplanter, die demokratischen Gepflogenheiten missachtender Umwälzungsprozess.

Ein interessanter Fund

So ein Büchergestell ist eine Schatztruhe. Plötzlich entdeckt man etwas vor langem Gelesenes und denkt: «Interessant, das hat man also schon damals diskutiert!» So erging es mir vor kurzem mit einer Broschüre mit dem Titel: «Der Anfang vom Ende der Volksschule. Eine kritische Analyse zur Auflösung des Kindergartens im neuen Volksschulgesetz», erschienen vor bald zwanzig Jahren, nämlich im Jahr 2000.¹ Es war tatsächlich wieder einmal ein «Goldschatz», wie ich beim Blättern feststellte. Schon das Vorwort war aufschlussreich, verfasst von einem langjährigen, engagierten Schulpflegepräsidenten der Stadt Zürich. Er stellte in seinem Vorwort fest, wie unter der Ägide des damaligen Bildungsdirektors Buschor eine Bildungsreform eingeleitet wurde, die gekennzeichnet sei von einer straffen und eingleisigen Hierarchisierung des Bildungswesens, wie es zum Fahrplan der wirtschaftlichen Globalisierung gehöre. Buschor als ehemaliger Dozent für Finanzwirtschaft an der Hochschule St. Gallen sei offensichtlich vom Erfolg der Globalisierung vollkommen überzeugt und habe diese Tendenz mit grosser Energie auch im Bildungswesen verfolgt. Der «Sonderfall Schweiz» jedoch zeichne sich aus durch seine demokratischen Strukturen und die Möglichkeiten der Mitsprache des Volkes. Das würde schleichend abgebaut.

Demokratieabbau als Durchsetzungsstrategie

Seine Beobachtung traf zu. «Professionalisierung» wurde fortan zum neuen Modewort, um Veränderungen in unseren Schulen durchzudrücken. Unter diesem Motto wurden im Kanton Zürich die Bezirksschulpflegen als vom Volk gewählte Behörde abgeschafft, und statt dessen wird seither versucht, die Schulen durch eine aufgeblasene Fachstelle für Schulbeurteilung mit riesigem Administrationsaufwand auf Linie zu bringen; der Hausvorstand als Primus inter pares der Schulteams wurde durch einen Schulleiter ersetzt, der in den Schulen Firmenstrukturen und eine klare Hierarchie einführen sollte; die Milizschulpflegen wurden durch die Einführung von Schulleitern zur Abnickbehörde degradiert; die Schulsynode und die Lehrerkapitel als Mitspracheorgane der Lehrerschaft durch ein blutleeres Delegiertensystem ersetzt und schliesslich der Kindergarten aus den Händen der Gemeinde genommen und neu als Teil der Volksschule kantonalisiert.² Damit war ein wichtiger strategischer Schritt vollzogen: Der Kindergarten sollte Teil der Volksschule werden, um damit die Möglichkeit zu haben, die geplanten Schulreformen bis zu unseren Jüngsten durchzuziehen.

Von langer Hand geplant

Eingeleitet wurde die Auflösung des Kindergartens in seiner bisherigen Form bereits 1994, als eine gesamtschweizerische Studiengruppe von der EDK (Erziehungsdirektorenkonferenz) den Auftrag erhielt, «Perspektiven zum Auftrag des öffentlichen Bildungswesens betreffend die Bildung und Erziehung der vier- bis achtjährigen Kinder zu umreissen».³ Nach drei Jahren, 1997, erschien dann ein entsprechendes Dossier. Geplant wurde nun eine sogenannte Basisstufe; im Kanton Zürich wurde sie Grundstufe genannt. Sie sollte altersdurchmischten Kindergarten und die ersten beiden Schulstufen umfassen.⁴ Worthülensreich versucht der Bericht den Leser dahin zu führen, wohin er ihn haben will: Die Basisstufe sei genau das richtige für unsere Kleinsten! Wohlgemerkt: Sie umfasst die gleiche Altersspanne wie der Zyklus 1 des Lehrplans 21! Die Frage war, wie man das Volk dazu bringen konnte, diesem Projekt – der De-facto-Abschaffung des Kindergartens – zuzustimmen. Denn Anton Strittmatter, damals führender Strategie bei den Umstrukturierungen im Gesundheits- und Schulwesen (ab 2006 Mitglied der sechsköpfigen Projekt-

gruppe «Grundlagen für den Lehrplan 21»), bescheinigte der Einführung der Grund- bzw. Basisstufe einen «revolutionären Gehalt» und bezeichnet die darin angestrebten Änderungen als «Forderungen, welche fast alles auf den Kopf stellen».

Gelegenheit bot sich im Kanton Zürich, als ein neues Volksschulgesetz anstand. So konnte man den geplanten Umbau der Volksschule – dazu gehörte die Abschaffung des bisherigen Kindergartens – in ein Gesamtpaket einbauen. Das geschah in der Hoffnung, dass sie so durchflutschen würde, ohne gross bemerkt zu werden. Man erweiterte die Abstimmungsvorlage neben der Grundstufe durch einen sogenannten «Kindergarten+», der durch seine Namensgebung die positiven Zuschreibungen des im Volk sehr beliebten und verankerten Kindergartens mit sich bringen sollte. Bei genauerem Hinsehen war der «Kindergarten+» aber nur eine Variante der Grundstufe und ein bildungspolitischer Schachzug, um diese letztlich durchzudrücken. Aber die Rechnung war ohne die mündigen Staatsbürgerinnen und Bürger gemacht worden. In diesem Zusammenhang schrieben engagierte Kindergärtnerinnen meinen zu Beginn erwähnten wiedergefundenen «Goldschatz». Es wird darin die Bedeutung des Kindergartens und der Kindergärtnerin als Vertrauensperson für das Kind dargelegt. Die Analyse sei jedem zur Lektüre empfohlen!

Volkstreter, die den Willen des Volkes nicht vertreten

Im Jahre 2002 kam das Volksschulgesetz zur Abstimmung und wurde zum grossen Entsetzen der Bildungsobrigkeiten abgelehnt. Grund war, wie Analysen zeigten, die in der Vorlage geplante Aufhebung des Kindergartens. Ein zweiter Anlauf wurde gestartet – diesmal wohlweislich ohne Grundstufe. Bei der Volksabstimmung 2005 stimmte das Volk schliesslich zu; der Kindergarten schien nicht mehr bedroht. Aber die Strategen in Politik und Wirtschaft liessen keine Ruhe, man wollte den Zugriff auf die Jüngsten und das Schulsystem umkrepeln. Auf dem Verordnungsweg wurden Grundstufenversuche lanciert, über die nach sieben Jahren abgestimmt werden sollte. Auch hier waren die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger klar in ihren Überlegungen. Sie versenkten am 25. November 2012 die Grundstufe und die Versuche mit 71 %. Man würde denken, dass spätestens jetzt die Classe politique zur Vernunft gekommen wäre und beschämt den Rückzug angetreten hätte oder vielleicht sogar von ihren Ämtern zurückgetreten wäre. Immerhin waren sie vom Volk gewählte Vertreter, die dessen Willen zu vertreten haben ... Aber schon stand ein neuer Schachzug bevor.

Druck durch neue Aus- und Weiterbildungsideologien

Die Kindergärtnerinnen sollten durch die neue Ausrichtung in der Ausbildung, durch Weiterbildungen, Mitarbeiterbeurteilungen und die Aussicht, endlich den Lehrern und Lehrerinnen der Volksschule gleichgestellt zu sein, schleichend auf Kurs gebracht werden. So hielten allmählich Wochenpläne, Werkstätten, Portfolios und neue Lernformen in den Kindergärten Einzug, insbesondere bei den frischgebackenen Abgängerinnen der Pädagogischen Hochschulen. Freiwillig – man könnte auch sagen, in vorausseilendem Gehorsam oder aus Angst, «ewiggestrige» zu sein – begannen viele Kindergärtnerinnen, Lehrmittel für Deutsch und Mathematik anzuschaffen und individualisiert einzusetzen, Arbeitsblätter in Ordnern zu sammeln, die je nach Kind unterschiedlich dick ausfallen können. In Weiterbildungen werden die Kindergärtnerinnen in individualisierenden Lernformen ausgebildet und dazu angehalten, ihren Kindergarten daran auszurichten. Und so ist der Kindergarten leider bereits heute daran, allmählich zur Vorschule zu mutieren, wie wir sie aus den angelsächsischen Ländern kennen. Schon die Kleinen werden auf diese Weise Konkurrenz- und Leistungsdruck ausgesetzt. Den Vogel schoss der Kanton Basel-Stadt ab.⁵ Die Kindergärtnerinnen wurden beauftragt, in einem Fragebogen die standardisierten Beurteilungspunkte auszufüllen oder anzukreuzen und damit zu beurteilen, ob ein Kind «hohe Anforderungen erreicht», «Grundanforderungen gut erreicht», «Grundanforderungen erreicht» bis «Grundanforderungen nicht erreicht».⁶ Also – wenn auch etwas verschleiert – bereits Noten für unsere Kleinsten? Beobachten und Beurteilen statt Beziehungsaufbau, Einführung in die Gruppe der Gleichaltrigen, Anleitung und Förderung? Die Kindergärtnerinnen wurden gedrängt, den Schwerpunkt ihrer Arbeit aufs Beobachten und Beurteilen zu legen, und die Eltern aufgefordert, sich mit der Beurteilung zu konfrontieren. Soll dieses Beispiel Standard werden? Chancengleichheit ade! Genau das, was die Stimmbevölkerung nicht wollte!

Lehrplan 21 – ohne Kindergarten als eigenständige Schulstufe

Ein zweiter Schachzug wurde 2006 nach der Annahme des Bildungsartikels auf eidgenössischer Ebene lanciert. Das Abstimmungsergebnis wurde von der Bildungsobrigkeit zum Freipass genommen, in der Schweiz die schon längst geplanten Reformen – einen von der OECD diktierten, völlig neuen kompetenzorientierten Lehrplan – durchzudrücken, mit dem unser Bildungssystem nach angloamerikanischem Modell umgebaut werden soll. Dazu hatte die Stimmbevölkerung nicht ja gesagt! Erneut soll, diesmal mit

dem Zyklus im Lehrplan 21, der Kindergarten als eigenständige Stufe abgeschafft werden, was im Kanton Zürich vom Volk mit einer Deutlichkeit sondergleichen bereits mehrfach abgelehnt wurde!

Der Kindergarten als Ort der Menschenbildung

Mit Recht, denn wer den von mir wiedergefundenen «Goldschatz» liest, kann empfinden, welch wichtige Bedeutung der Kindergarten als Vorbereitung auf einen erfolgreichen Schulweg hat. In der vertrauten Gemeinschaft von Gleichaltrigen können die Kinder die dafür nötigen Reifeschritte machen. Die Kindergärtnerin – oft die erste ausserfamiliäre Vertrauensperson – unterstützt die Arbeit der Eltern und gleicht da nachteilige Situationen aus, wo es nötig ist. Das ist echte Chancengerechtigkeit! Angeleitet durch die Kindergärtnerin erwerben und erweitern die Kinder spielerisch ihre Fertigkeiten und Fähigkeiten als Basis für das Erlernen der Kulturtechniken. Im Spiel setzt das Kind sich mit seiner inneren und äusseren Welt auseinander, entfaltet seine Intelligenz, seine Fantasie ebenso, wie es seine Wahrnehmung, Aufmerksamkeit und Konfliktfähigkeit ausbaut. Interessiert sich ein Kind bereits für Buchstaben und Zahlen, wird es auch da gefördert. Die Kindergärtnerin unterstützt die Kinder darin, selbständiger zu werden und altersgemäss Verantwortung zu übernehmen. So entwickeln die Kinder in einem ganzheitlichen Sinne ihre emotionalen, sozialen und intellektuellen Fähigkeiten, und der Kindergarten wird zum Ort der Gemütsbildung und Menschwerdung. Wer sollte da etwas dagegen haben? •

- 1 Komitee für eine demokratische Volksschule (Hrsg.). Der Anfang vom Ende der Volksschule. Eine kritische Analyse zur Auflösung des Kindergartens im neuen Volksschulgesetz. August 2000
- 2 vgl. Komitee für eine demokratische Volksschule (Hrsg.). Der Anfang vom Ende der Volksschule. Eine kritische Analyse zur Auflösung des Kindergartens im neuen Volksschulgesetz. August 2000, S. 1
- 3 Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) (Hrsg.). Bildung und Erziehung der vier- bis achtjährigen Kinder in der Schweiz. Dossier 48 A, Bern 1997, S. 5
- 4 Die Grundstufe, wie sie Ernst Buschor für den Kanton Zürich vorsah, umfasste drei Jahre.
- 5 Auch im Kanton Baselland versuchte man, die Kindergartenjahre in «erste Primarschule» umzubenennen, was sich allerdings nicht durchsetzen liess. Man blieb bei der Bezeichnung Kindergarten, auch wenn die Teilnahme jetzt überall obligatorisch ist.
- 6 Zum Beispiel: «kann Frustrationen aushalten», «hat ein angemessenes Nähe-Distanz-Verhalten», «kann natürliche Phänomene angeleitet erforschen und erklären», «kann flexibel zählen». Dutzende derartiger Beschreibungen müssen auf einer Viererskala angekreuzt und bewertet werden. Diese triviale Klassifizierung sollte Grundlage für die obligatorischen Elterngespräche sein, um schriftliche Vereinbarungen zu treffen, wie die Kinder von Schule und Eltern individuell gefördert werden sollten.

«Unsere direkte Demokratie lebt aber von der Teilnahme aller Bürger, die in voller Verantwortung und Rücksichtnahme auf die Schwächeren sich einsetzen. Soll nun durch eine unnötige Schulreform der Kindergarten als Ort mitmenschlicher Entwicklung der Kinder in Frage gestellt werden?»

Alfred Bohren, ehemaliger Kantonsrat und vollamtlicher Schulpräsident. In: Komitee für eine demokratische Volksschule (Hrsg.). Der Anfang vom Ende der Volksschule. Eine kritische Analyse zur Auflösung des Kindergartens im neuen Volksschulgesetz. August 2000, S.2

<https://www.zeit-fragen.ch/de/ausgaben/2018/nr-5-27-februar-2018/leistungsdruck-und-begabtenauslese-statt-kindergarten.html>

Südostschweiz, 1.3. 2018

Zahlen statt Worte für mehr Ingenieure

Den technischen Berufen fehlt es an Nachwuchs.

von Corinne Raguth Tschärner

«Fremdsprachen lernen, je früher, desto besser, ist ein Mythos!» Diese Ansicht vertritt Marianne Manzanell in einem Schreiben an die «Südostschweiz». Sie sitzt im Verwaltungsrat der Bündner Freymatic AG und war Mitglied im Hochschulrat der Hochschule für Technik und Wirtschaft HTW Chur. Mit ihrem Schreiben greift sie das Thema der fehlenden Fachkräfte im Bereich der Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (Mint) auf. Auslöser des Problems sei unter anderem, dass die Schulen zu sprachenorientiert seien.

Frau Manzanell, wieso ist der Frühsprachenunterricht an den Bündner Schulen Ihrer Meinung nach ein Faktor, der für den Mangel an Ingenieuren verantwortlich ist?

MARIANNE MANZANELL: Mit dem Frühsprachenunterricht verheizen wir potenzielle Mint-Leute schon in der Primarschule. All den Kindern, die in diesen Fächern begabt sind, wird mit der starken Gewichtung auf die sprachlichen Fächer der Karriereweg in die Mint-Berufe erschwert.

Inwiefern ist dieser Weg schwerer einzuschlagen?

Die mathematisch und naturwissenschaftlich begabten Kinder scheitern beim Eintritt in höhere Bildungsstätten an der Sprachenhürde. Sie wenden in der Primarschule viel zu viel Zeit für Fremdsprachen auf. Und das erwiesenermassen mit wenig Erfolg. Das hat einen Einfluss auf ihren späteren schulischen Werdegang. Wenn beispielsweise ein Kind in den Fremdsprachen ungenügende Noten im Zeugnis hat, schafft es den Sprung in die Sekundar- oder Kantonsschule nicht. Das ist aber der Ort, an dem wir den Mint-Nachwuchs haben wollen.

Es braucht den Frühsprachenunterricht also eigentlich nicht?

In der Diskussion über das Lernen von Frühsprachen werden muttersprachliches Lernen und Lernen in Lektionen nicht unterschieden. Dabei sind die Gehirne für abstraktes Denken erst im Alter von zwölf Jahren genug entwickelt, um eine Sprache auf dem schulisch-systematischen Weg zu lernen. Das ist wissenschaftlich bewiesen. Nur wird das in der Politik nicht berücksichtigt.

Ist das nicht eine Kriegserklärung an die Vielsprachigkeit unseres Kantons?

Wenn man den Sprachunterricht abschaffen würde, dann schon. Aber mein Ziel ist nicht die Abschaffung, sondern den Unterricht auf eine Stufe zu stellen, auf der die Kinder wirklich davon profitieren.

Wäre das die Lösung?

Auf alle Fälle sollte man den Sprachunterricht unbedingt erst dann starten, wenn die Kinder dazu bereit sind und die Grundlagen dafür haben. Lehrer an der Kantonsschule haben mir gesagt, dass die Schüler mit Frühsprachenunterricht nach acht Wochen im dritten Schuljahr gleich weit sind wie die Schüler, die bei null anfangen.

Dennoch werden Frühfremdsprachen unterrichtet. Was sind die Konsequenzen?

Die Stunden, die wir im Fremdsprachenbereich einsetzen, gehen zulasten des Textverständnisses in Deutsch und zulasten von Fächern wie Mathematik und Informatik. Das Mint-Wissen ist in der Schweiz aber enorm wichtig, denn genau dort haben wir unsere Wertschöpfung.

Sollte man denn anstelle der Sprachen also die Mint-Fächer früher und intensiver angehen?

Es gibt bereits Bestrebungen, die Fehlentwicklung an den Schulen zu korrigieren. Da ist man auf dem richtigen Weg. Ohne den frühen Fremdsprachenunterricht hätte man zusätzlich mehr Zeit für andere Fächer. Wenn Fremdsprachen in Lektionen gelehrt werden, sind jedoch gute grammatikalische Kenntnisse in der Erstsprache entscheidend.

Sie finden, dass die Ressourcen für die Frühfremdsprachen anderswo eingesetzt werden sollten?

Ja, denn das kostet wahnsinnig viel Geld. Die Lehrer müssen alle Ausbildungen ohne grossen Nutzen machen, und all die Unterrichtsstunden sind kostspielig. Zudem nimmt die Motivation der Kinder für die Schule ab.

Wieso das?

Die Kinder lernen sehr viel und stecken viel Energie in das Fach. Der Erfolg dabei ist aber gering, weil sie noch nicht bereit sind für diese Art von Lernen. Zudem werden die Lehrer verheizt, indem sie realisieren, dass sie mit viel Arbeit wenig Erfolg haben. Und auch die Eltern leiden, die mit den Kindern büffeln müssen. Ich bin eigentlich entsetzt, wie man Bildungspläne machen kann ohne Berücksichtigung von wissenschaftlichen Erkenntnissen, die mit wenigen Stichwörtern im Netz zu finden sind.

<https://www.suedostschweiz.ch/wirtschaft/2018-03-01/zahlen-statt-worte-fuer-mehr-ingenieure>

Mehr dazu

Schule Schweiz, 11. März 2018

"Frühe Fremdsprachen schaden Naturwissenschaften"

<http://schuleschweiz.blogspot.ch/2018/03/fruhe-fremdsprachen-schaden.html>

NZZ, 9.3.2018

Chancengleichheit mittels Integration ist ein bildungspolitischer Irrtum

Der verbreitete Glaube an eine Verbesserung der Bildungs- und Berufschancen für immer mehr Jugendliche und Erwachsene ist Augenwischerei. Auch von der fortschreitenden Akademisierung der Bildung sollte man abkommen.

Urs Haeberlin

Die gegenwärtige Debatte über schulische Integration ist häufig auf die Separation von schulleistungsschwachen Schülern in Kleinklassen (sogenannte «Lernbehinderte») verengt. In diesen Klassen befanden sich in den vergangenen Jahren fast nur noch Ausländerkinder aus Familien mit geringem Bezug zu unserer Bildungsmentalität. Durch die Integration in Regelklassen sollen sich ihre Chancen auf Bildungs- und Berufszugänge verbessern. Aber die Fokussierung auf die Integration der Kleinklassenschüler reduziert die Problematik auf eine Detailfrage.

Mythos der gerechten Selektion

Chancengleichheit durch die Schaffung von Integrationsklassen gilt als bildungspolitisch modern. Gemeint ist die Vorgabe von Quoten in Sekundarschulen, Gymnasien und Universitäten, die sich nach Geschlecht sowie sozialer und ethnischer Herkunft an den prozentualen Anteilen in der Bevölkerung orientieren. Bisher wurde kaum problematisiert, ob sich «Integration» mit «Chancengleichheit» überhaupt verträgt. Die Chancengleichheit-Idee entspricht einem Bildungswesen, in welchem mit fortschreitenden Schuljahren die Leistungsstarken von den Leistungsschwachen getrennt werden.

Der Glaube an eine Verbesserung der Bildungs- und Berufschancen für immer mehr Jugendliche und Erwachsene ist Augenwischerei.

Bildungssoziologische Forschungen zeigen, dass das Ideal einer Selektion nach Begabung stets durch Merkmale wie soziale und ethnische Herkunft sowie Geschlecht verzerrt ist. Allein der Umzug von einer Region in eine andere kann die Chancen, beispielsweise auf den Übertritt ins Gymnasium, wesentlich verändern. Der Glaube an eine «wissenschaftlich objektive» Selektion nach Begabung ist zum grossen Teil Aberglaube. Dies gilt auch für den Glauben an die Herstellbarkeit von Chancengleichheit durch Integrationsklassen. Zwar hat die frühere Separation in Kleinklassen für einige Betroffene Chancen-Ungerechtigkeiten zementiert. Aber das generell durch Selektion separierende Schulsystem hat sich nach der Abschaffung dieser Klassen nicht integrativ verändert.

Wettkampfklima entwertet Schulversager

Die «Inklusionsromantik» einer oft praxisfernen pädagogischen Hochschulelite macht offenbar blind für das weiter vorherrschende separierende Selektionsprinzip der Schul- und Bildungstypen sowie der Berufe. Der Glaube an eine Verbesserung der Bildungs- und Berufschancen für immer mehr Jugendliche und Erwachsene ist Augenwischerei. Arbeitsplätze in der oberen Hälfte der Berufshierarchie werden nicht beliebig zunehmen. Erfolgreiche soziale Aufsteiger werden folglich Absteiger aus bisher privilegierten Bevölkerungssegmenten produzieren.

So verschärft sich der Run auf schulische und berufliche Chancen. Verlierer werden Opfer dieses fatalen Wettkampfklimas. Die traditionell privilegierten Familien werden höchst selten wünschen, dass ihre Nachkommen zu sozialen Absteigern werden. Deshalb wirken sie dem mit der Finanzierung von Nachhilfeunterricht und dem Privatschulbesuch entgegen.

Viele Eltern aus der Mittel- und der Oberschicht sind heute schon ab dem Kindergarten auf den zukünftigen Wettkampf fixiert. Die damit einhergehende Entwertung von «integrierten» Schulschwachen wird in Kauf genommen. So ist zu befürchten, dass wir infolge der bildungspolitischen Vermischung von Integration mit Chancengleichheit unmerklich weiter in die Separation der Erfolgreichen von den Erfolglosen abdriften. Versagende werden ihre Entwertung in Zukunft eher noch mehr spüren als bisher.

Triebfeder Akademisierungsboom

Zwar loben Politiker das schweizerische duale Bildungssystem und damit die Bedeutung der Berufslehren. Aber ein grosser Teil der Bevölkerung hat sich den importierten Glauben an Akademisierung angeeignet. Beispielsweise scheint sich im Kanton Zürich die Tendenz zum Übertritt ins Gymnasium nach der 6. Primarklasse laufend zu verstärken. Dies, obschon es in den siebziger Jahren den Trend zu einer Reform gegeben hatte, welche das Langzeitgymnasium durch die Orientierungsstufe auf Sekundarstufe I ersetzen wollte. Der damaligen Reformtendenz wird nicht einmal dadurch Rechnung getragen, dass in der Sekundarschule die gleichen Lehrbücher benützt werden müssen wie im Progymnasium.

Viele Eltern aus der Mittel- und der Oberschicht sind heute schon ab dem Kindergarten auf den zukünftigen Wettkampf fixiert.

Wer aus der Sekundarschule die Aufnahmeprüfung für das Kurzzeitgymnasium bestanden hat, beginnt dieses zusammen mit Schülern des Progymnasiums, dessen Lehrbuchinhalte vorausgesetzt werden. Es erwartet sie eine Probezeit, in der sie gegenüber den «Langzeitgymnasiasten» durch die Lehrbuchdifferenz (z. B. Vokabular in den Fremdsprachen) benachteiligt sind.

Wen wundert's, dass vermögende Eltern ihre Kinder nicht nur vor der Aufnahmeprüfung, sondern auch während der Probezeit samstags, ja gar sonntags in Nachhilfekurse schicken, um die fehlenden Inhalte nachholen zu lassen? Angesichts der durch die Presse bekanntgewordenen Ausfallquoten nach der Probezeit im Kurzzeitgymnasium ist der derzeitige Run auf das Langzeitgymnasium durchaus nachvollziehbar. Einige ältere Leser erinnern sich vielleicht, dass in früheren Zeiten in Zürich die «Langzeitgymnasiasten» (damaliges Real- und Literargymnasium) von den «Kurzzeitgymnasiasten» (damalige Oberrealschule) getrennt waren und Lehrmittelfreiheit keine Probleme verursachte.

Maturitätsdünkel

Der Drang vieler Eltern zur frühen Selektion ihrer Kinder ist auch dadurch verstärkt worden, dass für immer mehr Berufsausbildungen eine Maturität verlangt wird. Ausserdem haben Zuzüger aus Nachbarländern mit traditionell elitärem Bildungsdünkel den Drang zum Langzeitgymnasium importiert. So ist bekannt, dass es in Deutschland seit je eine breite Bildungsschicht gibt, die mit allen Mitteln den Übertritt ihrer Kinder aus dem vierten (!) Grundschuljahr in ein achtjähriges Gymnasium anstrebt.

Auf die Zunahme des Maturitätsfimmels hat die Schweizer Bildungspolitik mit der Schaffung von bald unzähligen Fachmaturitäten und Berufsmaturitäten reagiert. Seither grenzt sich auch in den Berufslehren die Gruppe der schulisch «Weiterkommenden» von jener der schulisch «Stehenbleibenden» ab. Einerseits gibt es nun ein Angebot von Chancen für vorerst Gescheiterte. Andererseits aber werden Mutlose und gleichwohl Scheiternde in ihrem Selbstbild als Versager verstärkt.

Von Berufsfachschulen zu Hochschulen

Ein Teil der früheren praxisorientierten Berufs- und Fachschulen hat das bildungspolitische Klima dafür genutzt, den als höherwertig betrachteten Status einer Hochschule zu erkämpfen. Damit erfordert nun die Aufnahme ein Maturitätszeugnis. Die Bildungspolitiker unterstützten

den Wandel zu Hochschulen in der Meinung, dass dadurch die Berufsausbildung noch besser werde, und mit der Forderung, dass sie sich aber deutlich von einer akademischen Universitätsausbildung unterscheiden müsse.

Hinter dem Trend zur Akademisierung versteckt sich oft ein berufspolitischer Kampf um finanzielle Vorteile durch Akademikerstatus.

Inzwischen zeichnet sich ab, dass sich einige Fachhochschulen den wissenschaftlichen Ansprüchen einer Universität anbieten und sich von einer Berufsbildung mit paxisnahen Lehr- und Forschungsinhalten entfernen. Ihre Forschung unterscheidet sich oft nicht von universitärer Grundlagenforschung. Der Berufspraxis dienende Forschung sollte eigentlich Handreichungen entwickeln, welche die Berufsarbeit verbessern und erleichtern. Bei der Auswahl von Ausbildungs- und Forschungspersonal scheint oft die theoretisch-akademische Qualifikation wichtiger zu sein als Kompetenzen in den Berufsfeldern, für welche die Fachhochschule ausbilden muss.

Man findet beispielsweise pädagogische Hochschulen, die Personen anstellen, die wenig oder überhaupt keine Unterrichtserfahrung haben, oft nicht für den Lehrberuf ausgebildet sind und gelegentlich nicht einmal das schweizerische Schulsystem kennen. Für praxisbezogene Forschung, die für Lehrpersonen nützliche Unterrichtsleitfäden erarbeitet, braucht man doch wohl eher den Nachweis einer erfolgreichen und reflektierten Unterrichtspraxis als eine lange Liste von theorielastigen und mit unnötig kompliziertem Vokabular aufgeblasenen Sprachhülsen! Der falsch verstandene Akademisierungsschub in der Lehrerbildung dämmt den ausufernden Maturitätsglauben von Eltern natürlich nicht ein.

Interessen von Berufsverbänden

Kaum je wird auf ein für Insider offenes Geheimnis hingewiesen: Der Wandel der früheren Berufsdiplome zu akademischen Abschlüssen wurde nicht zuletzt von Berufsverbänden vorangetrieben. Davon kann man sich im heutigen Wertesystem eben höhere Löhne versprechen. Hinter dem Trend zur Akademisierung versteckt sich oft ein berufspolitischer Kampf um finanzielle Vorteile durch Akademikerstatus. Als Gewinner sieht sich, wer einen möglichst «hohen» akademischen Berufsabschluss erreicht, als Verlierer, wem dieser Aufstieg nicht vergönnt ist.

All dies hat zur Pervertierung der Integrationsidee zur Separationsrealität beigetragen. Es ist umso erfreulicher, dass es viele Lehrerinnen und Lehrer gibt, die vom Akademisierungsboom unberührt bleiben und sich für eine von Materialismus freie pädagogische Gestaltung des Unterrichts engagieren. Viele unterrichten trotz Gegenströmungen mit einer auf Pestalozzi zurückgehenden pädagogischen Haltung. Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, dass es weiterhin Lehrpersonen geben wird, die ihre Prioritäten unbeeindruckt vom Zeitgeist setzen: den Kindern und Jugendlichen Sinnvolles vermitteln, sie echte Bildung erfahren lassen und ein Gefühl des Wohls in einer Gemeinschaft von Leistungsstarken und Leistungsschwachen wecken!

Urs Haebelin war bis zu seiner Emeritierung Inhaber des Lehrstuhls für Heilpädagogik an der Universität Freiburg (Schweiz) und Direktor des Heilpädagogischen Instituts dieser Universität. Er hat während 25 Jahren zahlreiche Forschungsprojekte zu Fragen von Integration und Separation geleitet.

<https://www.nzz.ch/meinung/chancengleichheit-mittels-integration-ist-ein-bildungspolitischer-irrtum-ld.1353178>

Das Tagesanzeiger-Magazin, 3. März 2018

Bekenntnisse eines Gymi-Vaters

Vor der Prüfung für das Langzeitgymnasium wird das Familienleben zur Hölle. Die Eltern fragen: Warum werden unsere Kinder so gequält?

Von Paula Scheidt

«Die Gymiprüfung ist ein gemeinsames Projekt von Kindern und Eltern», sagte die Lehrerin am Elternabend zum Thema Übertritt in die Oberstufe. Das war vergangenen Sommer, der Beginn einer neuen Zeitrechnung in unserer Familie.

Lotta war zwölf und hatte soeben ihr vorletztes Zeugnis in der Primarschule erhalten: in Mathe einen Fünfer und in Deutsch einen Fünfeinhalber. Sie ist eine gute bis sehr gute Schülerin, wie viele andere auch, ich würde unser Kind aber nie als besonders begabt oder gar als Genie bezeichnen, nur schon, weil mir eine gewisse Lebenserfahrung gezeigt hat, dass die wenigsten das sind. Es reicht mir, dass sie klug ist und ein liebenswürdiges Mädchen.

Auf jeden Fall rechnen meine Frau und ich seit der vierten Klasse damit, dass sie eines Tages die Aufnahmeprüfung für das Langzeitgymnasium machen wird. Nun war es so weit: Das Zeugnis bildete den Auftakt zum letzten Halbjahr in der Primarschule. Die Vorbereitungszeit begann.

Am Anfang standen zwei Zahlen, 83 und 16, die unter den Eltern zirkulierten: Wer im Abschlusszeugnis im Januar in Mathe und Deutsch je einen Fünfeinhalber hat, schafft die Prüfung mit 83-prozentiger Wahrscheinlichkeit. Wer zwei Fünfer hat, hingegen nur noch mit einer Wahrscheinlichkeit von 16 Prozent. Die Zahlen stammen aus dem Buch «Ich will ans Gymi» und bedeuten: Die Erfolgchancen sinken mit geringeren Vornoten exponentiell.

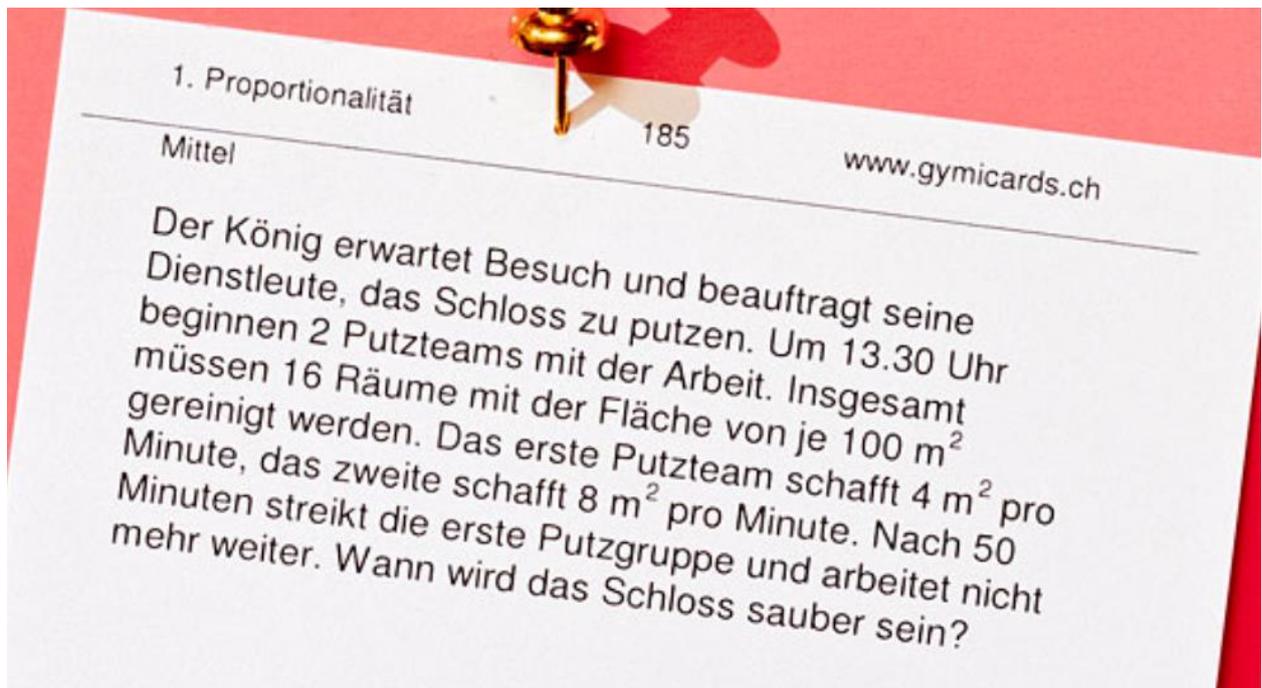
Mit diesem Wissen begann die Unruhe in unserer und in allen anderen Familien, deren Kinder ans Gymi wollen. Die meisten Familien in unserem Quartier gehören wohl zu dem, was man als bildungsfreundliche Milieus bezeichnet. Viele Eltern haben akademische oder, ganz allgemein, eher anspruchsvollere Berufe.

Früher habe ich die Eltern belächelt, die ihre eigenen Ambitionen mit denen ihrer Kinder verwechseln. Ich erinnere mich an einen Elternabend in der vierten Klasse, an dem ein Vater bemängelte, seine Tochter müsse zu wenig Hausaufgaben machen. «Ich finde das problematisch im Hinblick auf die Gymiprüfung», sagte der Vater. Die Lehrerin sprach mir mit ihrer Antwort aus der Seele: «In der vierten Klasse sollen Kinder zu Hause höchstens eine halbe Stunde arbeiten. Der Druck wird schon noch zunehmen.» Dieser Elternabend ist jetzt zwei Jahre her und die Prognose der Lehrerin wahr geworden.

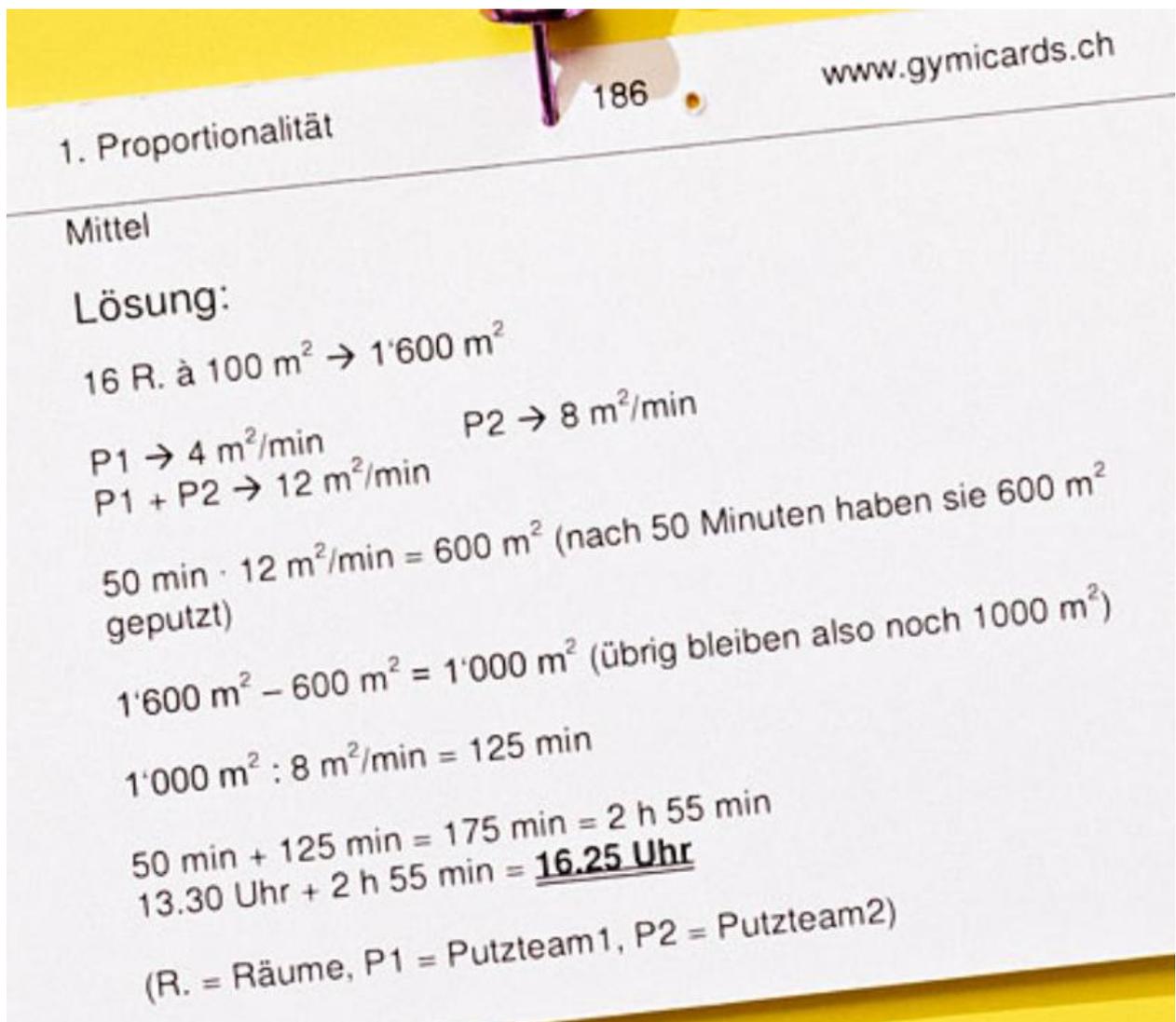
Leicht, mittel, schwer

Zunächst deckten meine Frau und ich uns mit der einschlägigen Literatur ein. Eine ganze Publikationsindustrie lebt von Titeln wie «Elternratgeber Gymiprüfung», »Wie komme ich ans Gymi?«, «Training Gymi-Prüfung». Zusätzlich gibt es sogenannte Gymicards mit Aufgaben, unterteilt in leicht, mittel und schwer. Das Material ist teuer, aber wir kauften es, weil alle Familien es hatten.

Es ist trügerisch, davon auszugehen, dass ein Kind die Gymiprüfung besteht, bloss weil es den Schulstoff beherrscht. Gymiprüfungen gehen über den Schulstoff hinaus und werden, das hört man immer wieder, im Schnitt eine Note tiefer benotet als normale Prüfungen. Schafft ein Kind zum Beispiel eine Vier in einem Aufsatz an der Prüfung, so ist das schon recht gut, weil strenger bewertet wird. Wir schickten Lotta also in die Gymivorbereitung, die die Schule einmal pro Woche anbietet. Andere Eltern platzierten ihre Kinder noch in zusätzlichen, privaten Vorbereitungskursen. Das schien uns dann doch etwas übertrieben.



Eine mögliche Prüfungsaufgabe: Frage



Antwort

Nach den Sommerferien hatte jedes Kind samt seinen Eltern ein Standortgespräch mit dem Lehrer oder der Lehrerin. Die Lehrerin schaute Lotta ernst an und fragte: «Glaubst du, dass du eine Gymischülerin bist?» Lotta zögerte mit der Antwort, was ich eher als Zeichen der Bescheidenheit deutete. Da sagte die Lehrerin zu ihr: «Vielleicht ist das Kurzzeitgymnasium eher was für dich.» Das war bestimmt nicht böse gemeint, sondern bloss eine, vielleicht sogar realistische, Einschätzung. Für manche Kinder, die an ein Gymnasium wollen, ist das Kurzzeitgymnasium (nach zwei Jahren Sekundarschule) tatsächlich die bessere Lösung. Viele Kinder müssen, bevor sie sich einem solchen Druck aussetzen, noch ein bisschen reifer werden.

In der Tat haben wir unserer Tochter erklärt, sie könne auch in die Sek gehen, wenn sie wolle, und sich dann später allenfalls fürs Gymnasium entscheiden. Der Vorschlag schien sie aber überhaupt nicht zu interessieren, ihre besten Freundinnen wollten alle an die Prüfung, die Aussicht, später nicht mehr mit denen in die Schule gehen zu können, schreckte sie ab.

Bald wurde die Gymivorbereitung zu einem festen Bestandteil unseres Familienlebens. So wie die Geburt eines weiteren Kindes Familienstrukturen mit Wucht verändert, so veränderte sich unsere Familie praktisch von dem Tag an, als unsere Tochter trotz der Einschätzung der Lehrerin beschloss, an die Prüfung gehen zu wollen. Alles dreht sich nun nur noch darum. Abends kommt Lotta müde nach Hause, nach einem langen Tag in der Schule, nach Geigen- oder Tanzunterricht. Nach anfänglichem Widerstand setzt sie sich an ihr kleines Pult und malt sich mit Filzstiften erst mal die Hände an, bevor sie sich über eine Matheaufgabe beugt. Wenn sie nicht weiterweiss, setze ich mich zu ihr.

Draussen ist es längst dunkel, ich sehe ihr Kleinmädchengesicht im Schein der Schreibtischlampe und höre meine stets gereizter werdende Stimme, wenn sie meinen Erklärungen nicht folgen kann. Klar, sie tut mir leid. Und ich fühle mich danach immer schlecht. Eines Morgens, sie war bereits in der Schule, sah ich neben ihrem Bett ihre Stoffgiraffe liegen, die sie zum zweiten Geburtstag von einer Tante bekommen hatte. Ich legte das bereits ramponierte Tier auf ihr Pult neben den Stapel mit den sadistischen Matheaufgaben.

Wie geht ein Parallelogramm?

Auf der Website der Primarschule haben die Eltern die Möglichkeit, den Lehrplan einzusehen. Offiziell ist das ein Angebot für die Schülerinnen und Schüler, aber auch die Eltern wurden ausdrücklich darauf hingewiesen. Immer wieder entdeckte ich beim Abgleichen der Hausaufgaben mit dem Lehrplan Lücken. Der eine Lehrer paukt zu wenig Grammatik, der andere vertieft die Geometrie nicht richtig.

Gleichzeitig ist mir inzwischen klar geworden, was an der Prüfung verlangt werden kann. Ich las mich durch Internetforen, lud alte Prüfungen herunter, vertiefte mich in Lerntipps für Kinder. Ich kaufte mir sogar einen Zirkel und übte: Wie konstruiere ich ein Parallelogramm? Wie eine Winkelhalbierende? Jeden Tag nach der Arbeit beginne ich direkt, mir den Stoff anzueignen. Ich will ihn beherrschen, bevor Lotta nach Hause kommt, um keine Zeit zu verlieren.

Anfangs konnte ich noch eine gewisse Faszination für Bruchrechnungen und komplizierte Divisionen aufbringen. Aber bald ertappte ich mich, wie ich Umwege in den Heimweg einbaute, um mich vor der Paukerei noch etwas zu erholen. Ich stellte fest, dass die Abende mit einem Glas Prosecco im Kopf leichter zu ertragen sind. Eltern, die man beim Einkaufen trifft, klagen ihr Leid. «Was muten wir unseren Kindern bloss zu!», ist ein oft gehörter Satz. An der Kasse in der Migros stellten die Mutter eines Klassenkameraden meiner Tochter und ich uns einmal im Scherz gegenseitig kleine Rechenaufgaben: «Zehn Leute kaufen je drei Bratwürste von 244 Gramm Gewicht. Wie alt ist die Kassiererin?»

«Bis bald dann, an der Prüfung», verabschiedeten wir uns.

Manchmal fragen meine Frau und ich Lotta während des Abendessens unregelmässige Verben ab. Sinnen, sann, hat gesonnen. Ich meine, ist es nicht schwachsinnig, das von einem Kind zu verlangen? Wer schreibt denn im Jahr 2018 noch, er habe gesonnen, und nicht einfach, er habe nachgedacht? Nach dem Essen setzt einer von uns beiden sich erneut ins Kinderzimmer. Wir machen Deals mit unserer Tochter: Drei Rechenaufgaben gegen fünfzehn Minuten iPhone. Lotta ist

offensichtlich müde, aber wir wissen, da müssen wir jetzt durch.

Langsam schlich sich das Misstrauen in unsere Familie. Am Kühlschrank hing der Prüfungsplan, im Notizbuch meiner Frau entdeckte ich ihre Noten. Ich sagte: «Lotta, am Dienstag hast du doch diese Bruch-Prüfung.» Und wenn Lotta antwortete: «Jaja, ich kann das, ich schaue es mir noch an», dann war ich unsicher, ob ich ihr tatsächlich glauben durfte.

Immer öfter musste ich an den blöden alten Spruch denken: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Wie früher im Militär.

In der Migros, beim Bäcker, auf dem Velo, überall treffe ich andere Eltern. Gerüchte machen die Runde. Manche Eltern meldeten ihr Kind schon vorsorglich bei einer Privatschule an, um zu vermeiden, dass es bei Nichtbestehen der Prüfung in eine öffentliche Sekundarschule muss. Man erzählt sich, dass die eher guten Schüler in der Sek unter die Räder kommen, weil die Klassen gemischt sind. Die sogenannten Sek-B-Schüler zeigen angeblich weniger Interesse am Lernen, weil sie mit der Lehrstellensuche beschäftigt sind. Ich habe keine Ahnung, ob das stimmt. Hört man sich um, dann hat jeder eine andere Meinung oder Geschichte zu erzählen. Klug ist, wer die Nerven hat, mit gar niemandem darüber zu reden.

Im Oktober schrieb Lotta in einer Grammatikprüfung eine 3,75. Ich war geschockt, enttäuscht und frustriert, «Das kann doch nicht sein!», sagte ich in scharfem Tonfall zu ihr. «Du, als meine Tochter!» Ich fühlte mich persönlich beleidigt, gleichzeitig war mir klar, wie absurd das ist. Und ich schämte mich vor der Lehrerin, weil ich weiss, dass sie weiss, dass ich Germanistik studiert habe. Das ist natürlich das erbärmlichste Gefühl.

Früher habe ich in solchen Situationen souverän reagiert, wohl wissend, dass Prüfungen schief-laufen können. Einmal wollte Lotta nicht auf eine Französischprüfung lernen. Als sie mit einer Vier plus weinend nach Hause kam, tröstete ich sie.

Nun ist alles anders. An den Wochenenden will ich, dass sie einen Aufsatz schreibt. Aus meiner Sicht wird das in der Schule viel zu wenig geübt. Zwar wurden die Kinder die ganze Primarschulzeit lang aufgefordert, möglichst viel zu lesen (was sicher sehr wichtig ist!), Schreiben ist dann aber wieder eine andere Sache. Ich weiss, an der Prüfung wird sie zwischen drei Aufsatzthemen wählen müssen. Die Kunst besteht darin, ihr beizubringen, wie sie die richtige Wahl trifft. Ich gebe ihr strategische Tipps: Nimm das Thema, bei dem du eigene Erfahrungen beisteuern kann! Erzähle durchgehend im Präteritum, das ist am einfachsten! Überlege dir genau, was der Höhepunkt deiner Geschichte ist! Versuche Emotionen zu wecken beim Leser.

Um ein Viertel kürzer

Einmal hockte ich eine halbe Stunde lang vor einer Matheaufgabe, brütete darüber nach, wie lange eine Baufirma braucht, wenn sie mit zehn Arbeitern in 28 Tagen eine Wand errichten soll, dann aber nach fünf Tagen mit drei Arbeitern weniger auskommen muss, um nach weiteren neun Tagen mit zwei zusätzlichen Arbeitern den Schlusspurt hinzulegen. Ein anderes Mal musste ich einen Freund anrufen, der an der ETH in Physik promoviert hat, damit er mir den Lösungsweg erklärt. Es ging um einen Swimmingpool, der über verschieden dicke Schläuche mit Wasser gefüllt werden soll und gleichzeitig ein Leck hat. Der Freund fand rasch eine Lösung, allerdings mithilfe eines Gleichungssystems – für Kinder völlig untauglich.

Bis heute ist es mir ein Rätsel, wie Leute, die nicht das Privileg hatten, länger als neun Jahre in die Schule zu gehen, ihren Kindern bei diesem Stoff helfen sollen. Die Satzaufgaben in der Mathematik sind teilweise so formuliert, dass man bereits an der Sprache scheitert, bevor es ans Rechnen geht. Ich weiss nicht, ob für ein fremdsprachiges Kind der Unterschied zwischen «um ein Viertel kürzer» und «auf ein Viertel kürzen» gleich klar ist; wir mussten es unserer Tochter jedenfalls erklären – und ihre Muttersprache ist Deutsch.

Wir besuchten mit Lotta Präsentationen an den verschiedenen Gymnasien der Stadt und versuchten herauszufinden, welches das humanste ist. Die Aufnahmeprüfung ist zwar im ganzen Kanton die gleiche, aber wir dachten bereits weiter, an die Probezeit: Wo werden die meisten Schüler wieder rausgeschmissen? Welche Schule macht den Eindruck, keine blosse Lernfabrik zu sein? Der Prorektor einer Schule hielt eine mit Zahlen und Statistiken dekorierte Rede, er klang wie

Juri Andropow 1983 vor dem Obersten Sowjet. In diese Schule wollte ich Lotta nicht schicken. Mit einer Mischung aus Faszination und Grauen beobachtete ich, wie mein Kind mehr und mehr zu einem Teil meiner selbst wurde. Früher bin ich gut damit klargekommen, dass Lotta sich beim Skifahren ungeschickt anstellte, obwohl ich selbst gut Ski fahre. Ich habe akzeptiert, dass aus ihr keine Geigenvirtuosin werden wird, und sogar, gegen den Willen meiner Frau, gesagt: «Wenn dir das keinen Spass macht, dann hör doch damit auf.»

Aber die Gymiprüfung hat mich verändert. Ich kann mich nicht mehr distanzieren von dem, was von meiner Tochter verlangt wird. Alle Leichtigkeit in meinem Leben scheint verschwunden, oft bin ich bedrückt. Einmal berechnete Lotta das Wettrennen zwischen einem Hasen und einer Schildkröte und kam zum Ergebnis, dass sich die Schildkröte mit 65 Stundenkilometern vorwärtsbewegt. Ich flippte aus: «Das ist unmöglich! Das musst du doch merken!» Meine Frau schickte mich ins Badezimmer, damit ich mich beruhige.

Ich wurde mehr und mehr zu einem Menschen, der ich nie sein wollte. Ich sagte Sätze, die ich mir nie zugetraut hätte: «Mit dieser Einstellung schaffst du es nicht!» Oder: «Kinder, die solche Fehler machen, kommen logischerweise nicht ins Gymi!» Und einmal sogar: «Verdammt noch mal, bist du eigentlich blöd? Ich hab das doch damals auch geschafft!» Woraufhin Lotta cool antwortete: «Damals war die Prüfung auch einfacher, das hast du selbst gesagt!»

Lottas fünfjährige Schwester, die den Kindergarten besucht, fing an zu quengeln, bis wir auch ihr Rechenaufgaben stellten. Sie spielte sozusagen die familiäre Situation nach.

5+5, 1+2, 20-10. Nachdem sie sie gelöst hatte, liess sie sich von mir oder meiner Frau eine Fantasienote darunterschreiben und legte den Zettel zu ihren Spielsachen.

Die Doppelkonsonanten

«Ihr habt mich eh nur gern, wenn ich die Prüfung bestehe!», sagte Lotta eines Abends. Das tat weh. Ich vermutete sogar, dass Lotta das wusste und den Satz mit voller Absicht sagte, um auch einmal eine moralische Waffe gegen uns einzusetzen.

«Unsere Tochter checkt die Doppelkonsonanten einfach nicht», sagte meine Frau eines Nachts, als wir uns schlaflos im Bett wälzten. Ich machte mir Vorwürfe. Hatte ich es ihr schlecht erklärt? Hatte ich zu wenig geholfen? Zu schlecht geholfen? Zu viel Druck aufgebaut?

Eines Nachmittags rief meine Frau mich im Institut an. «Ich werde langsam wahnsinnig», sagte sie. «Den ganzen Tag denke ich an diese Prüfung.» Wir diskutierten lange, wie es uns gelingen könnte, die Haltung der römischen Stoa einzunehmen: Was auch immer geschieht – alles gleichmütig hinnehmen. Seneca lesen? Am besten im Original? Dann könnte ich endlich mal meine Lateinkenntnisse rauskramen – wahrscheinlich das Einzige, was ich meiner Zeit am Langzeitgymnasium wirklich zu verdanken habe.

Manchmal schleiche ich durch die Wohnung, um möglichst keinen Lärm zu machen. Die Tür von Lottas Zimmer steht halb offen, und ich sehe, wie sie zerstreut auf einem Stift kaut, aus dem Fenster guckt oder Herzchen aufs Papier malt. Daneben liegen die Matheaufgaben. Und ich frage mich: Warum werden Kinder so gequält?

Ende Januar kam das Abschlusszeugnis mit den Vornoten. Unsere Tochter hatte zweimal einen Fünfeinhalber. Wie leicht ich mich plötzlich fühlte! Lotta strahlte. Andere Eltern sagten uns: «Gut für euch.» Jetzt also 83 Prozent Wahrscheinlichkeit, dass es klappen wird.

Dann kam die Testprüfung. Eine Simulation des grossen Tages. Meine Tochter kam nachmittags nach Hause und erzählte verstört, es sei wohl nicht so gut gelaufen. Und tatsächlich, ein paar Tage später erhielt sie das Ergebnis: trotz guter Vornoten extrem knapp durchgefallen. Wir waren enttäuscht. Aber es gelang uns, das Ergebnis ins Positive zu drehen. Meine Frau und ich einigten uns auf folgenden Spin gegenüber der Tochter: Die Prüfung hat dir gezeigt, wie wenig mehr es braucht, um es zu schaffen.

Vor den Skiferien beriet meine Frau sich mit Eltern, die das gleiche Hotel gebucht hatten: Wie lange müssen die Kinder lernen, bevor sie auf die Piste dürfen? Gibt es einen Raum, wo sie ungestört sind? Jeden Vormittag bildete Lotta mit den vielen anderen Kindern, die in der gleichen Situation waren, eine Lerngruppe.

Unter den Eltern hat sich eine seltsame Dynamik entwickelt. Entdeckt man ein gutes Lehrbuch, empfiehlt man es nur denjenigen Eltern, die man mag. Sagt eine andere Mutter: «Wir machen uns Sorgen wegen Alessia, vielleicht ist sie noch nicht reif fürs Gymi», dann fühlen meine Frau und ich uns genötigt, ihr beizupflichten: «Das verstehen wir, bei Lotta haben wir die gleichen Befürchtungen.» Auch wenn es gar nicht stimmt.

Es scheint uns hochmütig zu behaupten, unsere Tochter sei eigenständig und gut organisiert, wenn die andere Sorgen hat. Zudem scheint es uns zunehmend riskant. Was, wenn wir nun Zuversicht ausstrahlen und Lotta dann durch die Prüfung rasselt? Wie peinlich das wäre. Lieber wollen wir allfälliges Scheitern rechtzeitig abfedern.

Gleichzeitig plagen uns Zukunftsängste. Was, wenn Lotta vielleicht zu nervös ist? Wenn sie es tatsächlich nicht schafft?

Inzwischen habe ich das Gefühl, die Prüfung am 12. März sei meine Prüfung. Ich zähle die Tage. Ich habe Horror, dass Lotta nicht schlafen kann. Schlafmittel sind für Kinder zu gefährlich, da habe ich mich schon erkundigt.

Man soll die Kinder nicht bis ins Prüfungszimmer begleiten, steht im Leitfaden. Ich versuche mir aber auch schon vorzustellen, wie ich reagiere, wenn die Resultate kommen. Dabei gibt es doch nur eine einzige angemessene Reaktion: Selbst bei einem Scheitern sich mit den Kindern freuen, dass eine lange, schwere Zeit nun wenigstens ein Ende gefunden hat. Dass Scheitern zum Leben gehört; dass es nur ein vorübergehendes Scheitern ist – das ganze Programm der Küchentischpsychologie.

Pancakes

Offenbar fehlt mir die Grösse zu akzeptieren, dass Kinder ihren eigenen Weg gehen. Dass eine Tochter nicht unbedingt aufs Gymi muss, nur weil ihre Eltern dort waren. Ich denke in letzter Zeit oft daran, was der Arzt nach der Geburt von Lotta im Kreissaal zu mir sagte: «Ich möchte Sie bitten, sich eins zu merken: Kinder sind nicht das Eigentum der Eltern, Kinder sind kein Teil von ihnen, sie sind ihnen anvertraut. Erziehung heisst Erziehung zur Selbstständigkeit.»

Jeden Morgen mache ich für Lotta Pancakes, seit Wochen das Einzige, das sie isst.

Von anderen Eltern hören wir, dass deren Kinder bereits abends um halb neun schlafen. Lotta schläft immer erst um zehn. Daraufhin habe ich meiner Frau vorgeschlagen, die Uhren heimlich um eine Stunde vorzustellen. Leider lässt sich die digitale Zeitanzeige an der WLAN-Box nicht umstellen. Wir müssten sie abkleben.

Ich weiss, ich sollte über all dem stehen. Aber ich schaffe es nicht, und deshalb fühle ich mich elend. Gestern hat meine Tochter mir ein Blatt mit ein paar schwierigen Matheaufgaben hingestreckt. Ich brauchte eine halbe Stunde, um alles nachzurechnen. Jede Aufgabe war richtig gelöst. Ich ging in Lottas Zimmer und lobte sie überschwänglich. Sie schaute mich besorgt an und sagte: «Chills, Papa.»

<https://www.dasmagazin.ch/2018/03/02/bekenntnisse-eines-gymi-vaters/?reduced=true>